

Der Sonntagsgast.

Wen flammte und leuchtete es. Der Lärm der Straße kam herauf wie ein dumpfes Brausen und Summen und die letzten Linien der Schaulustler schienen zu brennen. Sieben Uhr vorüber. Die Wagen jagten, hoch spritzend der Koth und die Massen drängen sich, mit Paketen beladen, eilig aneinander vorbei. Die letzte Stunde, ehe es stiller wird und das milde Licht der Weihnachtsstunde entzündet. Hoch oben im vierten Stockwerk drückt sich eine heisse Männerfrau an die tüble Fensterscheibe und zwei dunkle, nadernde Augen bohren sich hinein in das nordernde, larmende Treiben. Plötzlich schließt er die Augen und wendet sich ab — ihm schwindelt. Er lehnt sich an die Wand und drückt die schmale Hand an die Stirn. Wieder dieser wühlende Schmerz. Die Schultern fallen ihm ein und er scheint in sich zusammenzusinken. Dann aber rafft er sich auf, streicht nervös das dunkle Schmarbarchen und geht zum Waschtisch. Mit leicht zitternder Hand schüttet er Wasser ins Glas und trinkt es leer. Dann zündet er ein Kerzenstumpfen an und hält es hoch. Die kleine Stube ist ärmlich und kahl. Der Ofen karrt kalt und weiß, an der Wand ein verwittertes Bismarck-Bild, ein verdrühtes, altes Sopha, ein lahmer Hantel, zwei harte Stühle, ein kleiner Tisch und ein Bett, das ist Alles. So lag, so leidet. Nichts Lichtes ist darin; auf dem Tische das kleine verdrühtes Kerzenlicht ist das einzige Licht in der grauen Glendstube.

Es trägt keine Adresse. Das ist gleichgültig, der Erste, der es öffnen wird, für den ist es bestimmt. In drei kurzen Sätzen hat er es niedergeschrieben, daß er in dieser Welt des Hungers nichts mehr zu tun hat. Seine schlanke, feine Figur umschmeißt ein dünnes, dunkles Sommergewand. Es ist fadenförmig, aber sorgfältig gebüffelt, sein Gesicht ist nicht rasiert, aber das Haar geordnet, der Kragen nicht frisch, aber die verdrühten Kravatte sorgfältig gebunden. Es sind genau vierundzwanzig Stunden, seitdem er nichts gegessen hat. Und was er vierundzwanzig Stunden heißungsvoll verdrüht, war ein Stüchchen Brot und zwei Bröckchen. Es waren die letzten dreißig Feinigkeiten von Leben. Er hatte es vorangeschoben, hatte mit leichter, verzweifelter Kraft, gleichsam mit trübseligen Zähnen dagegen gekämpft, aber das von ferne heranschleichende Graue, Tödlende war gekommen. Er versank im weit flutenden Strom und seine Arme, die dagegen kämpften, waren schlaff herabgefallen. Ohne Brod, ohne Liebe — das Leben war leer geworden, wertlos, und er konnte es schmerzlos werfen. War es feige, mit dreißig Jahren zu fliehen? Fahnenflüchtig zu werden? Vor einem Jahre hätte er jeden verachtet, der es gesagt hätte, jetzt fand er es so selbstverständlich, so notwendig, so befreiend.

Er warf seinen dünnen Havelock aus, setzte den Hut auf, streifte mit einem Blick noch die Stube und ging hinaus. Auf dem Korridor dufteten Tannen und Pfefferkuchen. Er machte leicht die Thür zu, dann rief er von ihr die Visitenkarte ab. Er lächelte, wie er den Namen las: E. W. B. R. N. E. R. Bald löschte er aus und Niemand hört ihn mehr. Er steckte die Karte zu sich und ging langsam die Treppen hinab. Er konnte nicht schnell gehen, ihm schwindelte bei jeder heftigen Bewegung. Auf der Straße umging ihn der Lärm. Alles rannte an ihm vorüber und Alles hatte nur den einen Gedanken, der Freude, der Festlichkeit, und Alles hatte Geld in den Taschen, Gold und Silber, eitel mit Schätzen und Geschenken beladen. Jeder hatte ein Liebes, ein Theures, ein Liebreiches für dieses so schön erleuchtete Leben. In der Leipzigerstraße flammten die Lichter und die elektrischen Wagen erfüllten die Luft mit gellendem Glockenklängen. Voll waren die Wagen, der Vorder- und Hinterrad dicht besetzt, von Mädchen und Kindern waren wahre Burgen errichtet, Alles war beladen von der Luft, die erfreuen sollte. Ein kleiner Junge schrieb billiges Spielzeug aus — er griff prächtig in die Tasche, bekam aber nur den Hausschlüssel zu fassen. Was sollte der ihm noch? Er ließ ihn langsam fallen und schritt weiter. Er wollte weit hinunter, wo es stiller wurde, dem Wasser zu. Ob er nur noch die Kraft haben würde, sich über das Geländer zu schwingen? Fast glaubte er nicht daran und blieb tief aufathmend stehen. Er war am Donhoffplatz. Um ihn herum versank die Welt, er hörte das Getriebe nur leise, wie von einem fernen Getöse summe es zu ihm herüber. Er harrete in das Licht und wollte weiter hineingehen in das Weiße, ihm mit taktlosem Licht umfingende, als auf ihn ein junges schlankes Mädchen zuhritt. Er sah nur die Umrisse ihrer hohen, kräftigen Gestalt und ein volles, geländes Gesicht. Sie war prächtig gekleidet, das blond glänzte unter dem einfachen Hut und an ihren Händen bammelten mehrere kleine Packetchen. Er zuckte zusammen, wie sie, auf ihn zutretend, sagte:

„Donhoffplatz — und Stettiner Bahnhof, das mühte eine sehr Fremde sein. Da müssen Sie erst die Leipzigerstraße entlang gehen, dann von der Friedrichstraße bringt sie ein Omnibus direkt nach dem Bahnhof.“

„Ich danke. Wollen Sie vielleicht noch so freundlich sein und mir sagen, wie ich am schnellsten in die Friedrichstraße komme?“

„Sehen Sie, hier gerade aus, dann sind Sie dort.“

Ihre klaren, graublauen Augen hatten einen fragenden, fast bittenden Ausdruck und so legte er noch hinzu: „Ich kann ja das Stüchchen mitgehen.“

„Und so gingen sie die Leipzigerstraße entlang, bis sie am lichterklebenden Omnibusangehörigen angekommen waren. Sie hatte ihm indessen erzählt, sie sei nur zwei Tage nach Berlin in dringenden Geschäften gekommen, sie habe sich verpasst und könne darum zum Weihnachtsabend nicht zu Hause in Stettin sein. Nun ja, was verloren sei, sei einmal verloren. Uebrigens gehe ihr Zug erst in zwei Stunden. Sie dankte ihm herzlich für seine Liebenswürdigkeit und reichte ihm eine kräftige, weiße Hand. Er legte die kleine Schloß hinein und löschte leicht den Hut. Er hatte vorhin, im Gefühl, sein Halstuch nicht rein genug, den Kofack emporgestülpt und einen schmerzhaften Blick auf seine Begleiterin geworfen. Sie strögte von Leben, sie blühte auf, er verdrüht und verwelkte. Sie hatte ihm mit einigen Seitenblicken gestreift, sein Kopf erschien ihr interessant und sie fühlte, daß ihm eine innerliche Trauer beherrschte.“

Ihre Wesen hatte etwas Offenes, Schenkes, Selbständiges, er fühlte sich wohl an ihrer Seite und ging gedankenlos bis an die Wohnstraße mit. Er konnte ja schließlich auch dem Schiffbauerdamm zu — er blickte nach rechts und die hellen Augen des Mädchens trafen die seinen. Ihn war, als hätte sie ihn bei seinen Gedanken ertappt und eine leichte Bisse stieg ihm in die Wangen.

„Wissen Sie was,“ sagte sie plötzlich, „ich habe ja noch so viel Zeit und ich möchte noch schnell Abendbrod essen. Wo speist man denn hier gut und billig?“

„Er wies auf ein Restaurant.“

„Kommen Sie nicht mit?“

„Nein, ich werde jetzt noch nicht essen.“

„Ja, in Berlin ist man viel später. Aber ein Glaschen Bier trinken Sie doch mit? Ich möchte mich nicht gern allein in das Restaurant setzen.“

Er sah sie verwirrt und verlegen an und in ihr suchte es auf. Sie ahnte, was den Menschen bestimmte. Noch einmal warf sie einen flüchtigen Blick über ihn, dann lachte sie und sagte: „Ach kommen Sie doch, lassen Sie mich aus, wenn Sie wollen, aber ich will, daß Sie für Ihre Liebenswürdigkeit mein Gast sind. Ein einziges Glaschen Bier — kommen Sie doch!“

Er widerstrebte, aber schließlich folgte er, wie in einem Bann. Er begann schwach und willenslos zu werden. Sie kamen in's Restaurant und setzten sich in eine Ecke. Er sah sie jetzt an, sie mochte fünfundsiebenzig Jahre alt sein. Etwas unangenehm Frisches, Kluges und Warmes ging von ihr aus. Wie sie Bier bestellte und ihm die Karte reichte, wäre er am liebsten aufgesprungen und fortgerannt. Er schämte sich unendlich, daß ihn ein Fremder, und noch dazu eine Dame, bewirthe. Das Licht, der Speisedunst, die verdrühten Miene des Kellners verwirrten ihn. Seine Augen durchdrangen die Speisekarte, er sah Buchstaben, aber sie fügten sich nicht zusammen. Schließlich sagte er fast tonlos: „Eine Suppe!“

„Ein Vöfel zitterte und er streifte mit keinem Blick das Mädchen, das ihn forschend betrachtete. Sie sah, wie herabgekommen er war, und während sie ein Duhn zerlegte, kämpfte sie mit sich, ihn zu fragen, was ihn so bestürzte und qualte. Sie fühlte sich zu dem stillen Menschen eigenartig hingezogen und hatte ihm gern in die Augen geblickt. Sie hätte ihn gern mittheilbarer gemacht. Was mochte er sein? Vom getragenen Proletariat ohne Zweifel. Er hatte die Suppe ausgelöffelt, ein Stüchchen Brot dazu gegessen und fühlte sich gesättigt. Er lehnte sich zurück und ihre Augen trafen sich. Er lenkte die seinen und sie erragte schnell seine Hand und sagte leise zu ihm: „Sie haben Etwas. Einen Kummer, ein Leid — sprechen Sie es doch aus, Sie dürfen mir Alles sagen.“

„Lassen Sie mich fort!“ Er wollte seine Hand zurückziehen. „Lassen Sie mich — mein Gott, warum ging ich denn keine andere Straße!“

„Sie war bestürzt und sah ihn an. Er drückte seine linke Hand über die Augen. Sie rückte ihm näher und sagte: „Unterdrücken Sie nichts, was

haben Sie vor? Sagen Sie mir Alles. Ich sehe, daß es Ihnen schlecht geht. Vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

„Sie mir helfen?“ Er machte seine Hand los. „Wie wollten Sie das? Mir hilft nur das noch, was ich für heute vor habe. Ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht, es macht mir Qual. Lassen Sie mich fort, Sie sprechen zu einem Menschen, der kein Interesse mehr an der Welt hat, lassen Sie mich —“

„Nicht lassen ich Sie erst recht nicht, Sie haben etwas Böses vor —“

„Kann man das etwas Böses nennen, wenn man sich von seinem Glend befreien will?“

„Sie wollen sich tödten!“

„Und wenn ich es wollte? Sie werden mich daran nicht hindern.“

„Oh doch! Ist es denn möglich, daß ein junger, intelligenter Mensch, wie Sie, nichts Anderes mehr zu thun wüßte? O pfui!“

„Fraulein, Ihr Pfl ist ungerecht. Sie wissen nicht, wie es um mich steht. Diese Suppe war seit vierundzwanzig Stunden mein einziges Essen. Ich bin kein Lump, ich bin kein Schwindler. Sie dürfen nicht glauben. Mir ging es vor zwei Monaten noch gut. Ich war Buchhalter in einer Fabrik. Sie fallirte und ich stand auf der Straße. Ich bewarb mich um jeden Posten, es bot sich mir nichts. Wohin ich kam, wieder war Alles bereits besetzt. Mein Geld war bald verzehrt und das Leibamt nahm ein Stück nach dem anderen. Ich mußte mit den Großen sparen, ich sah nichts, um das Porto für meine Offerten zu haben. Jeder Morgen brachte neue Enttäuschung. Tausend Andere fanden Stellen — ich hatte Pech. Ich wollte Adressen schreiben — ich bekam keine Arbeit. Ich wäre unter die Schneekäuffer gegangen, aber es giebt ja in diesem Winter keinen Schnee mehr. In der ganzen Stadt habe ich Niemanden, der mir auch nur einen Thaler leiht. Ich bin ja überzeugt, daß ich früher oder später Stellung bekommen würde, wie soll ich mich aber bis dahin über Wasser halten? Von Weihnachten bis Neujahr ist die schlimmste Zeit. Zeit der, die etwas haben, ist es die Zeit der Nothe, für die, die arm sind, ist es das schlimmste Glend. Mich würde bis dahin der Hunger zehnmal tödten, und lebe ich noch am 1. Januar — wie soll ich dann Niehe bezahlen? Und habe ich keinen Ort mehr, wo ich den Kopf hinlege — was dann? In's Asyl?“

„Er sah ihr in die Augen und sie lenkte die ihren. Sie schweigten. Sie spielte mit dem Salzglaschen und sah dann plötzlich auf. Und ihre großen Augen sahen auf ihn bestend, sagte sie:

„Versprechen Sie mir, mich ruhig anzuhören, was ich Ihnen auch immer sag? Nun gut. Und spielen Sie nicht den Gedemüthigten und fählen Sie keine falsche Scham. Hier sind zwanzig Mark — ich habe nicht allzu viel Geld mit mir. Die zwanzig Mark bedede ich, als ein Darlehn von mir anzunehmen — Sie sollen es mir zurückgeben, wenn Sie können. Und damit Sie wissen, wer Ihre Gläubigerin ist — ich heiße Frieda Wilde. Jetzt nehmen Sie das Geld und gehen es ein — ich spreche sonst nicht weiter.“ Und als er das blinkende Goldstück nicht zu sich nahm, da steckte sie es ihm blitzschnell in die Westentasche.“

„Fraulein — das kann ich nicht!“

„Nicht widerpreden! Und nun hören Sie. Mit diesem Geld werden Sie einige Tage reichen. Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht vergeuden werden. Sie sehen, ich glaube an Sie. Ich bleibe bloß bis Neujahr in Stettin, am 2. Januar bin ich wieder hier. Ich habe auf eine Annonce hin hier in der Kommandantenstraße ein Geschäft gekauft. Ich bin fremd hier und kann den Rath Jemandes, der den Platz kennt, gebrauchen. Wenn ich hier bin, werde ich Ihnen schreiben. Ich glaube, Sie sind ein guter Mensch, und es wäre schade um Sie. Und darf ich Sie jetzt bitten, sich mir vorzustellen?“

„Er hatte sie angeharrt, wie in einem Traume sah er da — nun jubte er auf, griff in die Brusttasche und reichte ihr die Karte, die er vorher von der Thür abgerissen. Sie war einen Blick darauf, steckte sie in ihr Portemonnaie und sagte zu dem mit flammenden Wangen vor ihr Stendend:

„Und nun versprechen Sie mir, daß Sie sich kein Leid anthun und daß ich Sie wiederfinde, wenn ich komme.“

Sie hielt ihm die Hand hin. Es war die Hand eines jungen entschlossenen Weibes, das ihn lieb gewann und ihm schnell Liebes erwies. Er fühlte, wie die Frische, Starke sich ihm ertor. Den Schwachen, Verkommenden. Mit jedem Griff erfasste er die Hand und bedeckte sie mit glühenden Küßen, während das heiße Wasser ihm aus den Augen strömte. Er brachte kein Wort hervor. Sie strich ihm sanft über Stirn und

Haar. Es war ihm, als ziele ihn etwas unendlich Hohes und Liebes zu sich empor und holte ihn fest und sicher an sich. Ihn fiel das Kindermädchen von der blonden See ein, die sich lächelnd über eine Wiege neigt und das hilflose Kind beschirmt. Er blickte auf und ihre hellen, ruhigen Augen senkten sich lächelnd in die seinen.

„Und nun ist es Zeit,“ sagte sie und stand auf. Sie kamen auf die Friedrichstraße und der Omnibus wackelte heran. Er winkte, daß er halten sollte. „Und nun leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!“ Ein letzter Händedruck. Sie schwang sich in den Wagen. Er stand starr, noch immer befangen, mit dem Hut in der Hand. Er sah, wie ihr Haar unter dem Hute golden glänzte und wie sie winkte. Als auch er winkte, war der Wagen verschwunden.“

Wie durch tangende Flimmerfelder schritt er durch den strahlenden Lärm der Straßen, wie im Traume, ihren Kopf vor Augen. Er hätte sich zu dem Bilde neigen mögen und folgte ihm. Langsam stieg er die Treppe zu seiner Stube empor, die finster dalag. Trüben strahlten die Fensterfronten im Licht der Baume und er sah schwebende Schatten mit heiligen Gesten und Punkte wie Kinderkopfe. Und er starrte hinüber, er glaubte, den Gesang zu hören, und immer lautete in sich hinein. Und immer wieder sah er den blonden Kopf mit den frischen lieben Augen. Wie war das so plötzlich gekommen! Wie seltsam sich die Bräule von heute Morgen zu dieser Stunde! Er zündete das Kerzenstumpfen an und holte das Goldstück aus der Tasche. Fast schante er sich wieder, aber er sah förmlich die weiße, milde, liebe Hand, und er küßte das Gold. Es leuchtete in das Leben hinein, über das ihn wieder hatte. Es hing in ihm auf wie ein Weinen, aber er drückte es nieder und sah in das Licht, das ihm in mächtiger Helle erstrahlte.

Und es ward Alles Licht um ihn, wie das beglückende Ahnen eines kommenden Glüdes. Er schloß die Augen und fühlte Duft wie von Rosen.

Christian und Christiane.

Humoreske von A. R. H.

Er hieß Christian und sie Christiane. Er war Grenadier, sie Köchin. Sie diente bei einer Herrschaft, wo zwei gradige Fräuleins unter die Haube zu bringen waren, Trinkgelber spendende Gäste ein- und ausgingen, und die Bratenreste nicht alle wurden. Christian hatte als Christiane's Brautgam eine ideale, unter Seinesgleichen benedete Anstellung.

Zweimal in der Woche durfte er mit Erlaubniß der Herrschaft der Köchin seine Aufwartung in der Küche machen. An diesen Tagen blieb von den Bratenresten für den anderen Tag kein Ansehen übrig.

Sonntag um Sonntag führte er Fräulein Christiane aus. Und dann ging es zu Bieren, zum Konzert oder Tanz, manchmal sogar in ein Spezialitäten-Theater. Und alles, alles bezahlte Christiane. Nicht nach einem Sebler brachte Christian in seine Tasche zu langen, was übrigens auch seinen Zweck gehabt hätte, da seine Tasche immer leer war. Christiane war eine noble Braut. Das konnte sie sich aber wohl auch noch leisten!

„So, mirig, wie sojar uns jandige Fräuleins sich machen, bin ich allerdings nicht!“ sagte sie mit verächtlichem Lippenaufwerfen von sich.

Sie war eines Sonntags mit dem gradigen Fräulein in ein und dasselbe Sommerlokal hineingekommen. In lieber Gott! Warum soll ein Diensthöbe, wenn er es bezahlen kann, nicht in demselben Lokal wie die Herrschaft eintreten? Sie war sich wenigstens bewußt, in ihrem frischgewaschenen Sommerkleid zum mindesten ebenso gediegen auszugehen zu haben wie ihre Fräuleins. Sie hatte ihren Christian, den Grenadier, bei sich. Die jungen Damen waren ebenfalls mit einem Soldaten, mit einem Vetter, der in Christian's Regiment einjährig diente, da gewesen. Aber als es zum Zahlen kam — es war nicht zu glauben — da hatten die Damen ihren Vetter, den Einjährigen, für sich in's Portemonnaie greifen lassen!

So etwas, darauf war sie stolz, kam bei ihr niemals vor, nie!

Christian wußte auch, welchen Schatz er an seiner Christiane besah. Und es mochte ihm aus der Tiefe seines Herzens kommen, wenn er ihr — ach, so oft! — schwor, daß er sie mit allen Schätzen der Welt überhäufen möchte, notabene, wenn er sie hätte.

Etwas von diesem ehrlichen Dankgefühl aber ward eines Tages beinahe

sein Unglück und drohte, ihn — die Wege der Welt sind wirklich seltsam — für immer um seine Braut, um Liebesglück und alle die Fleischköpfe zu bringen, die ihm so lange in Christiane's Küche zum Ausräumen zur Verfügung standen.

Die Unantbarkeit der Welt ist himmelschreiend.

Sie waren beide zusammen in ein Großkonzert der Hauptstadt, wo sie diente, gegangen.

Sie hatten zwei „Gäste“ bestellt. Er half ihr ritterlich beim Mantelaussziehen, hangte die Reberhülle auf und ließ sich dann an ihrer grünen Seite nieder. Sie trant keine Blume, und dann lauschten sie auf die Musik, die gerade der himmelblauen See spielte, als er plötzlich mit seinen langen, von sich gestreckten Beinen einen unter den Tisch gehobenen Stuhl umstieß, und dabei ein Ruff, ein hübscher grauer Krimmermuff, der offenbar auf dem unter den Tisch gehobenen Stuhl gelegen, auf die Erde tollerte.

Er sprang auf, den Stuhl und den Muff aufhebend.

„Christiane!“ rief er mit Rücksicht auf das durch den Umwurf des Stuhles schon zur Genüge in seiner Andacht gestörte Publikum so leise wie möglich. „Kann man das Ruff, Christiane? Hast Du denn einen Muff bei Dir gehabt? Ist er Deine, Christiane?“

„Nein!“ war ihre Antwort. „Ich hab' mich längst schon und zwar grade so'n grauen Krimmer - Muff zulegen wollen. Aber dieser ist der meinige nicht.“

„Wem's mag er nur soust sein?“

Christiane juckte die Achseln, wie sie das wirklich hübsche Ding in näheren Augenblicken nahm. Jedenfalls hatte ihn Jemand, der vor ihnen an ihrem Tisch saß, liegen gelassen.

Und wenn der Jemand nun nicht wiederkommt, Christiane? Wenn er überhaupt nicht weiß, wo der Muff liegen geblieben, und wenn sich kein Mensch danach meldet, was wird dann daraus, Christiane?“

Der einzig richtige Weg war, wie Christiane's Weltklugheit ihr sagte, das Fundstück, damit es auf Reclamation an seinen rechtmäßigen Herrn zurückgelangen könnte, dem sie bedienenden Kellner anzusprechen.

„Der es denn aber womöglich auch nicht rausgiebt!“ meinte der Grenadier. „Wer kann, wenn wir weg sind, beweisen, daß er den Muff von uns gefreit hat?“

„Allerdings!“ sagte Christiane. „Sie hatte — und sie hatte doch schon so manchmal etwas wo liegen gelassen — noch niemals etwas wiederbekommen. Die Weltweisheit Christian's hatte untreulich auch etwas für sich.“

Auf alle Fälle schien es ihr gerathen, den Fund vorerst noch in den Händen zu behalten. Sie blieben bis ganz zum Schluss des Konzertes. Und wenn Einer dann kam — gut! Wenn Keiner kam, konnte es wirklich sein, daß der Muff nie abgeholt werden würde. Die rechtmäßige Herrin wüßte, wenn sie ihren Verlust merkte, am Ende gar nicht mehr, in welchem Lokal sie gewesen.

Wie das Orchester ein Musikstück nach dem anderen heruntertrieb, und eine Stunde auf die andere verging, fing Fräulein Christiane an, dies wirklich zu wünschen. Der Muff war doch auch gar zu schmutz — grau und Krimmer, genau so, wie sie sich immer einen gewünscht!

„Und es wäre doch so schön,“ sagte Christian, „wenn Keiner sich fände! Das wäre so gut, als ob ich Dich einmal ein Geschenk gemacht hätte. Und ich möchte Dich doch so gern mal etwas schenken!“

Er gönnte ihr den Muff wirklich von Herzen. Er schmugelte, wie er merkte, daß sie sich selbst schon in den Gedanken hineinzuversetzen begann, daß der Fund ihr Eigenthum werden könnte. Und wenn Keiner kam, dann würde er es doch auch — halb und halb — sogar von Rechts weg!

Sie sahen aber nun schon drei geschlagene Stunden an ihrem Tisch. Es ging auf Mitternacht. Das Konzert war zu Ende. Das Lokal fing an, sich zu leeren. Es war Zeit, daß auch sie beide aufbrachen.

„Du wirst den Muff wirklich behalten können, Christiane!“ sagte Christian. „Das wird sich finden!“ war ihre Entgegnung.

Mittlerweile behandelte sie ihn aber schon ganz, als wäre er ihr eigen. Sie hatte ihn auf dem Tisch liegen, schob ihre Hände in seine seidengefüllte Deckung, rieb sich wohlgefällig an dem Krimmer ihre weiße Stumpfnase und umfing das Ding mit den lieblichenden Händen, die man für die Sachen Anderer nicht lennt.

Als der große Moment kam, wo sie ihr Portemonnaie hervorholte, um die Zeche des Abends zu begleichen, schob

sie, bis der jezt mit einmal von allen Seiten in Anspruch genommene Kellner Zeit fand, mit ihr Abrechnung zu halten, auch ihr Portemonnaie in das Mädchen hinein, genau so, wie sie es that, wenn Christian nach dem Kellner rief, und sie ihren eigenen alten braunen Kaptenfell-Ruff vor sich hatte. „Kellner! Kellner!“ rief Christian.

„Aber der Kellner hatte rechts und links zu laufen.“

„Gleich! Gleich!“ rief er. „Winer nach dem Anderen, Herrschaften!“

Plötzlich aber kam er doch alle Andern rechts und links im Stich lassend, auf den Tisch zugelaufen, an dem Christiane mit ihrem Brautgam saß. Eine junge Frauensperson in Hut und Mantel und schaurig und athemlos, als ob sie von einem Wellenlauf kam, war an seiner Seite. Sie zeigte von Weitem schon auf den Tisch Christian's und Christiane's.

„Da,“ rief sie, „da hab' ich gesehen! Ich weiß es genau! Da liegt ich den Muff liegen — da muß er gefunden sein, ach, da ist er ja auch noch!“ Und sie flüchtete, als sie ihres Eigenthums ansichtig wurde, plötzlich mit weit ausgestreckten Händen auf das vor Christiane liegende Fundstück Christian's zu. Sie griff nach dem Muff:

„Sie vergehen!“ sagte sie zu Fräulein Christiane.

„Gewiß!“ sagte diese verwirrt. — „Bitte, bitte!“ Sie suchte den piffrigen Ton, der ihr auf die Lippen trat, mit aller Gewalt zu unterdrücken. Der Muff lag hier gelegen. Wir haben ihn aber dem Herrn Kellner abgeben wollen. Weg damit! Da haben Sie ihn!“

Starr wie eine Salzsaute sah Fräulein Christiane eine Weile vor mit dem hübschen Krimmerding Da oben neben nach, als sie plötzlich einen lauten Schreidenschrei vernahm.

„Mein Portemonnaie!“ rief sie. „Ihr Portemonnaie steckte in dem Muff. Und ihr ganzer Quartalslohn befand sich darin. Die Fremde war damit verschwunden. Kein Nachlaufen half. Sie war fort und verdrüht.“

Christiane mußte dem Kellner für die Zeche, die sie nicht bezahlen konnte, ihren Mantel als Pfand zurücklassen, und auf Christian folgten die bittersten Vorwürfe herab.

Der Kellner! Er sollte Schuld sein an allem! Weil er beim Anblick des herrlichen Muffs den sein Herz schwelenden Dankgefühl so unumwunden freien Lauf ließ, sah er sich von seiner grollenden Schönen Waden lang aus ihrer Küche verbannt. Er scherte ordentlich ab. War er an ihre Bratenreste doch so gewohnt! Als er sich aber endlich wieder in Gnaden von ihr aufgenommen sah, schwor er sich, durch den Ausfluß eines übertrieben dankbaren Sinnes nie mehr sein Glück gefährden zu lassen.

Die Geologie als Detectiv.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß eine so strenge Wissenschaft wie die Lehre von der Zusammengehörigkeit der Erdoberfläche, die Geologie und Petrographie, als werthvolles Hülfsmittel bei criminalistischen Untersuchungen dienen kann, aber thatsächlich ist dieser Fall schon einige Male vorgekommen. Die Weltweisheit Christian's hatte untreulich auch etwas für sich.

Auf alle Fälle schien es ihr gerathen, den Fund vorerst noch in den Händen zu behalten. Sie blieben bis ganz zum Schluss des Konzertes. Und wenn Einer dann kam — gut! Wenn Keiner kam, konnte es wirklich sein, daß der Muff nie abgeholt werden würde. Die rechtmäßige Herrin wüßte, wenn sie ihren Verlust merkte, am Ende gar nicht mehr, in welchem Lokal sie gewesen.

Wie das Orchester ein Musikstück nach dem anderen heruntertrieb, und eine Stunde auf die andere verging, fing Fräulein Christiane an, dies wirklich zu wünschen. Der Muff war doch auch gar zu schmutz — grau und Krimmer, genau so, wie sie sich immer einen gewünscht!

„Und es wäre doch so schön,“ sagte Christian, „wenn Keiner sich fände! Das wäre so gut, als ob ich Dich einmal ein Geschenk gemacht hätte. Und ich möchte Dich doch so gern mal etwas schenken!“

Er gönnte ihr den Muff wirklich von Herzen. Er schmugelte, wie er merkte, daß sie sich selbst schon in den Gedanken hineinzuversetzen begann, daß der Fund ihr Eigenthum werden könnte. Und wenn Keiner kam, dann würde er es doch auch — halb und halb — sogar von Rechts weg!

Sie sahen aber nun schon drei geschlagene Stunden an ihrem Tisch. Es ging auf Mitternacht. Das Konzert war zu Ende. Das Lokal fing an, sich zu leeren. Es war Zeit, daß auch sie beide aufbrachen.

„Du wirst den Muff wirklich behalten können, Christiane!“ sagte Christian. „Das wird sich finden!“ war ihre Entgegnung.

Mittlerweile behandelte sie ihn aber schon ganz, als wäre er ihr eigen. Sie hatte ihn auf dem Tisch liegen, schob ihre Hände in seine seidengefüllte Deckung, rieb sich wohlgefällig an dem Krimmer ihre weiße Stumpfnase und umfing das Ding mit den lieblichenden Händen, die man für die Sachen Anderer nicht lennt.

Als der große Moment kam, wo sie ihr Portemonnaie hervorholte, um die Zeche des Abends zu begleichen, schob

Nach dem Witzard.

Kellner: „Nicht wahr, Herr Kramperl, Sie befürchten, daß die Kälte noch lange andauern wird? Sie versehen sich doch schon mit Brennholz?“

Gast: „Wieso vernunthen Sie das von mir?“

Kellner: „Weil ich bemerke, daß Sie tagtäglich so viele Zahnstocher in den Sad heden....“